

Frank Schoof

Erfahrungsbericht aus meiner Zeit als Fußballtorwart an einem amerikanischen College:

Als 16-Jähriger war ich Austauschschüler an einer amerikanischen High School in South Point, Ohio. Meine Freunde und Familie hatte ich in Deutschland zurückgelassen, um neue Freunde zu finden. Das Jahr verging schnell und schon bald wollte ich eigentlich nicht mehr aus meiner neuen Heimat weg. Doch ich kam zurück nach Hamburg.

Bald darauf wurde auch mein bester Freund Austauschschüler in den USA. Er wohnte beim Bruder meines Gastvaters, spielte in der High-School-Mannschaft Soccer und schoss zwei Drittel der Tore für sie. Das machte den Trainer der Marshall University auf ihn aufmerksam. Ich bekam einen Brief, in dem mein Freund von seinem Erfolg berichtete und behauptete, man könne in einer Hallensaison in der amerikanischen Profiligen 100.000 Euro verdienen. Wir waren gemachte Männer! Denn ich schätzte mich genauso stark ein wie ihn, schließlich hatten wir seit unserem sechsten Lebensjahr zusammen im Fußballverein gespielt. Von nun an gab es nur noch einen Traum für mich: Fußballprofi in den USA zu werden.

Ich machte mein Abi, trainierte weiter in meiner Mannschaft in der Landesliga und informierte mich über die Möglichkeit eines Studiums in den USA. Ich wollte wieder in die Gegend, in der ich Austauschschüler gewesen war und in der



mein bester Freund inzwischen einen *full-ride* bekommen hatte. *Full-ride* bedeutete, dass *room and board*, *tuition* und *books* vom College bezahlt wurden – und das fürs Fußballspielen! Worauf wartete ich also noch?

Ich machte im Amerika Haus den TOEFL-Test und bewarb mich an der Marshall University in Huntington, West Virginia. Ich wurde angenommen, besorgte mir ein Visum in Berlin und flog wieder rüber in die USA. In *downtown* Huntington suchte ich mir ein Apartment in der Nähe des Stadions, dann ging ich zum *Athletic Department* und fragte nach dem *Coach*. Er hieß Gibson und war Engländer. Hier war ich nun, ein Torwart aus Deutschland und wollte Fußball spielen. Ich stellte mich kurz vor und er teilte mir mit, wann ich wo als *walk-on* teilnehmen könnte. Er konnte nicht glauben, dass ein Spieler aus Deutschland vor ihm saß, der einfach so auf eigene Faust angereist war, ohne dass er von irgendwem rekrutiert worden war. Leider hatte ich weder den ACT- noch den SAT-Test absolviert, weil ich davon ausgegangen war, dass, wenn ich den TOEFL-Test gemacht und die Universität mich angenommen hatte, ich automatisch auch für deren Mannschaft spielen könnte. Doch weit gefehlt, es gab noch weitere Regeln – die der NCAA – und so war ich erst einmal ein Jahr lang gesperrt. In dieser Zeit holte ich den ACT-Test nach und durfte immerhin als Torwarttrainer bei der Mannschaft sein.

Bei meinem ersten regulären Training war ich dann aber doch etwas überrascht. Es war sehr heiß und schwül und wir liefen auf *turf*, also Kunstrasen im Stadion. Man konnte zwar mit kurzer Hose trainieren, doch bei jedem Wurf in die Torwartecke wurde die Haut aufgeschürft. Die ersten zehn Tage der Vorbereitung für die Saison hießen *hell week*, da man nur Kondition bolzte – also laufen, sprinten, hüpfen, Liegestütz – und das bei sengender Hitze. Es war anders als bei meinem Verein in Deutschland, bei dem wir zweimal in der Woche abends trainiert und am Samstag ein nettes Spiel gehabt hatten – auf echtem Rasen! Hier wurde einiges mehr von mir verlangt: drei Stunden am Vormittag und drei am Nachmittag, jeden Tag. Zwischendurch hatte ich gerade noch Zeit, mir ein paar Spaghetti zu machen, etwas zu schlafen und möglichst viel Flüssigkeit zu mir zu nehmen.

Es stellte sich mit der Zeit auch heraus, dass offensichtlich jede Kultur ihre eigene Auffassung vom Fußballspielen hat. So würden viele Amerikaner es gerne sehen, wenn statt zweimal 45 Minuten viermal 20 Minuten gespielt würden. Außerdem sind sie dafür, die Tore zu vergrößern, damit es mehr Treffer gibt, denn ein 0:0 hört sich für viele amerikanischen Ohren sterbenslangweilig an und deshalb bekommt kein US-Fernsehsender genug

Werbeminuten, um ein Spiel übertragen zu können. Die amerikanischen Fußballfreunde fänden es auch besser, wenn so viele Spieler aus- und wieder eingewechselt werden könnten, wie der Trainer es für richtig hält – was die Natur des Spiels natürlich total verändern würde. Außerdem halten es einige Spieler durchaus für üblich, den Ball beim Anstoß, ähnlich wie beim *kick-off* im *Football*, so weit wie möglich in die andere Hälfte des Spielfeldes zu schießen. Andere Länder, andere Sitten – wer in den USA spielt, sollte sich besser an deren Regeln gewöhnen und nicht erwarten, dass nach unserem Verständnis gespielt wird.

Als das Semester dann anfang, ging es darum, sich für die Kurse zu registrieren. Die Athleten dürfen sich vor allen anderen Studenten einschreiben, damit die Kurse sich nicht mit den Trainingszeiten überschneiden. Ich suchte mir die Vormittagskurse aus, damit ich nachmittags trainieren konnte. Jeden Nachmittag – auch am Sonntag.

Mit dem Semester fangen die Spiele an. Die Saison ist kurz und intensiv. Man hat mindestens zwei, manchmal auch drei Spiele in der Woche. Mitunter fährt man auch acht Stunden zu einem Auswärtsspiel in einen anderen Bundesstaat. Dann werden die Bücher mitgenommen und man lernt auf der Fahrt oder im Hotel, wenn man einen Tag vorher anreist. Im Hotel teilt man sich das Zimmer mit einem Mannschaftskameraden, man isst zusammen und bereitet sich gemeinsam auf das Spiel vor. Dann geht's los ins Stadion. In der Kabine bekommen alle vom Trainer einen so genannten *pep talk*, also ein paar „aufmunternde“ Worte. Vor dem Spiel – so ist es gute amerikanische Tradition – wird die Nationalhymne gespielt, auch wenn es nicht die Nationalmannschaft ist, die spielt. Sowohl die Kabinenansprache als auch das Spiel stehen unter dem Motto: „Was uns nicht tötet, härtet uns ab.“ Es wird sich nichts geschenkt und jeder spielt mit vollem Einsatz. Auch beim Training sollte man sich darauf einstellen, hart zu arbeiten.

In den Wochen des Spielbetriebs werden unangemeldete Doping- und Drogentests durchgeführt. Alle, die Drogen zu sich genommen haben, werden umgehend aussortiert. 48 Stunden vor einem Spiel darf man sich nicht mehr vom Trainer oder einem aus dem Stab in einer Bar erwischen lassen und wenn, dann nur mit einem Glas Cola vor der Nase. Drogen sind lange im Blut und im Urin nachweisbar und da man alle zwei bis drei Tage ein Spiel hat, ist die einzige Gelegenheit zu feiern direkt nach einem Spiel.

Für alle Neuzugänge gibt es ein bestimmtes Ritual am Anfang der Saison: Man nimmt einen gut durchgeschwitzten Fußballschuh vom Training oder vom Spiel

mit, in den Bier eingeschenkt wird, das man dann trinken darf. Eine Initiation sozusagen – auch der Trainer unterzieht sich diesem Ritual. Man wird zu einer eingeschworenen Truppe, in der der eine für den anderen sein Leben geben würde. Als Teil der Gruppe ist man für einander da, man ist ein Körper, eine Mannschaft und denkt und fühlt dasselbe, man kämpft zusammen. Das bietet Halt, Struktur und Sicherheit, verkörpert Kraft und Stärke. Man kann schneller laufen, höher springen und man ist stärker als je zuvor. In jeder Trainingseinheit geht man an seine Grenzen und während des Spiels auch schon mal darüber hinaus. Alles, was man tut, macht man für die Mannschaft, den Ruhm und die Ehre der Universität, der Gemeinde und Gott. Man ordnet sich unter, befolgt die Regeln und ist einbezogen in die Gemeinschaft. Man arbeitet hart, benimmt sich sowohl auf dem Platz als auch außerhalb anständig und bringt gute Leistung – das gehört zur protestantischen amerikanischen *work ethic*.

Es ist daher nicht verwunderlich, dass *student athletes* auch akademisch gesehen bessere Leistungen bringen als die regulären Studenten. Der Gesamtnotendurchschnitt (G.P.A.) ist, vergleicht man *student athletes* mit Nicht-Athleten, bei den Athleten höher. Sie sind eben körperlich und geistig fit und haben gelernt diszipliniert zu arbeiten. Sie gehen vier Jahre konzentriert durchs Studium. Es mag sein, dass es einige Sportstipendiaten gibt, die vor allem aufgrund ihrer sportlichen Fähigkeiten rekrutiert worden sind und nicht so gut lesen und schreiben können, wie man es eigentlich erwarten sollte; dafür können sie z.B. gut rudern und bringen der Universität viel Ansehen und Ruhm ein. Das sind jedoch Ausnahmen, die meisten Athleten sind nicht minder intelligent als die anderen.

Was ist mit den LeichtathletInnen, den BaseballspielerInnen, dem Schwimmteam, den FußballerInnen? Alle *student athletes*, die aufgrund ihres Engagements und Talents von den jeweiligen Trainern ihrer Mannschaften zu Höchstleistungen gebracht werden. Persönlich ziehe ich meinen Hut vor den Leistungen all derjenigen, die bereit sind, sich für ihr College so zu quälen.

Mein Fazit: Zum einen war es eine sehr powervolle Erfahrung und ich bekam eine Gänsehaut, wenn der Stadionsprecher nach dem Spielen der Nationalhymne meinen Namen über das Stadionmikrofon ausrief und mich vorstellte mit den Worten: „*with the Number one, a sophomore, six foot four inches tall and one-hundred and eighty-five pounds, goalkeeper from Hamburg, West Germany*“ – und mir dann der Applaus von manchmal tausenden Fans entgegenkam.

Zum anderen hat es mir gut gefallen, zu einem *team* zu gehören. Ein Teil von etwas Größerem zu sein. Dieses „Wir-Gefühl“ drückte sich zum Beispiel im Tragen der Jacken in den Farben der Universität aus. Zum ersten Mal in meinem Leben bin ich sowohl gefordert als auch gefördert worden und bis an die Grenzen meiner Leistungsfähigkeit gegangen.

Aber gut getan hat mir vor allem die Kombination aus intellektueller Arbeit auf dem College in den Kursen, die ich belegt habe, und körperlicher Belastung durch den Sport. Ich bin in beiden Bereichen immer besser geworden. Es entwickelte sich daraus eine Art Liebe, an die eigenen Grenzen zu gehen. Herauszufinden, was man in der Lage ist zu leisten und was nicht. Ich war aber auch stolz darauf, dass bald kein Gramm Fett mehr an meinem Körper war. Und während ich zu Saisonbeginn noch keine Runde um den Sportplatz geschafft hatte, so konnte ich am Ende der Saison zwei Meilen in weniger als 13 Minuten laufen. Das waren Erfolgserlebnisse, die die Motivation für kommende Aufgaben gaben.

Für mich ist das Wichtigste an dieser Zeit die Gewissheit, dass ich alles gegeben habe, um meinen Teenager-Traum, Fußballprofi in den USA zu werden, zu verwirklichen. Ich bin meinen eigenen Weg gegangen und habe dabei eine Menge wichtiger Erfahrungen gemacht, die ich nicht missen möchte. Ich bin froh und zufrieden mit dem, was ich dort erreicht habe.

Nicht zuletzt haben wir schließlich gegen College-Mannschaften gespielt, die Leute im Aufgebot hatten wie zum Beispiel Dante Washington, der zurzeit in der amerikanischen Nationalmannschaft spielt. Und Geld gab es auch noch dafür, es ist zwar kein *full-ride* geworden, aber es waren immerhin 1000 USD im Semester – und das ist doch auch schon etwas.

Literaturempfehlung:

Gibson, John H.: Performance versus Results, A Critique of Values in Contemporary Sport. Albany: State University of New York, 1993.

Gent, Peter: North Dallas Forty. New York: Morrow, 1973.

<http://www.ncaaclearinghouse.net/ncaa/NCAA/common/index.html>

Schoof, Frank: Vergleich des amerikanischen und deutschen Hochschulsystems auf der Grundlage eines systemtheoretischen Begriffsinstrumentariums. Diplomarbeit. Hamburg, 2004.